

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Thomas, Henri  
**Das Vorgebirge**

Roman

Übertragung aus dem Französischen von Paul Celan. Aus dem Nachlaß herausgegeben,  
ergänzt und mit einem Nachwort versehen von Barbara Wiedemann. Mit Abbildungen

© Suhrkamp Verlag  
Bibliothek Suhrkamp 1431  
978-3-518-22431-1

SV

Band 1431 der Bibliothek Suhrkamp


7000

1.

Keani Kerman, Anis Karyabiy

(2) 1.8-1.85

D 90 1.482



No. 207/1

Henri Thomas  
Das Vorgebirge

Roman

Übertragung  
aus dem Französischen  
von Paul Celan

Aus dem Nachlaß  
herausgegeben, ergänzt und  
mit einem  
Nachwort versehen  
von Barbara Wiedemann

Suhrkamp Verlag

Titel der 1961 erschienenen Originalausgabe: *Le Promontoire*

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

© 1961, Editions Gallimard

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2008

ISBN 978-3-518-22431-1

1 2 3 4 – 13 12 11 10 09 08

# Das Vorgebirge



Kaum daß das schlechte Wetter aufgehört hat seit November. Bis auf die Christnacht, die wärmer war. Seit Ende Dezember jedenfalls, alle diese letzten Tage – keine Rede davon, baden zu gehen. Bald ist's die Tramontane, bald wiederum der Mistral, die das Meer aufwühlen. Mit seinem Rauschen bleibt es gegenwärtig, das Meer, und mit seinen je nach dem Wind changierenden Farbtönen, was immerhin schon viel ist; aber in diesem Winter, so meinte man, würde man schon im März eintauchen können in dem, was der Apotheker aus Antwerpen das Bad der Diana nannte. Ob wir ihn im Mai wieder zu Gesicht bekommen, den Apotheker aus Antwerpen? Im Hotel *Caliste* sagte die *Patronne*, er komme alle Jahre wieder, seit langem schon, einmal im Herbst und einmal im Frühjahr. Ein Zartempfindender, der sich die beste Zeit im Jahr aussucht. Als wir eintrafen, war er der einzige Gast im Hotel *Caliste*, abends aß er in der Küche mit der Familie. Er ist verheiratet, aber ich glaube nicht, daß seine Frau ihn jemals nach Korsika begleitet hat. Ein Zartempfindender? Ein Melancholiker? Ein Genießer? Am Abend vor seiner Abreise trafen wir ihn an dem einen Ende des Pero-Strandes an, zwischen dem Sturzbach und den Felsen; und da ließ er damals auch, auf die Felsen zeigend, jene Bemerkung vom Bad der Diana fallen. Dann, als wir auf die Leute von Lormia zu sprechen kamen, beschrieb er uns den blinden Fischer, der dieselbe Arbeit verrichtet wie alle anderen Fischer, aber auf sein Äußeres bedacht ist wie keiner von ihnen: streift er nicht, wenn er vom Fischfang zurück ist, seine Arbeitskleidung ab, sperrt sie in eine Truhe auf seinem Boot, um sodann einen nagelneuen Anzug anzuziehen, den er in einer anderen Truhe im Bootsschuppen aufbewahrt hält? Eine



Zeitlang dachte ich, dieser Fischer sei der Mann, der uns gegenüber wohnt mit seiner Tochter; aber mir scheint, der, den ich meinte, geht keinerlei Beschäftigung nach, und es gibt da noch einen andern Blinden, einen jüngern, der auch mehr nach einem Fischer aussieht. Allerdings ist er gar nicht sorgfältig gekleidet, und sein Nachbar von drüben ist es immer. Aber hatte der Apotheker aus Antwerpen seinen blinden Fischer nicht ein bißchen erfunden? Er liebte merkwürdige Geschichten, las Romane, führte ein etwas sonderbares Dasein – ich glaube, er gehörte zu jenen Leuten, die sich gerne unterhalten und sich bei Unterhaltungen aufleben fühlen, weil sie dabei von sich abgelenkt werden, weil sie die Unterhaltung ins Unvorhergesehene alles dessen hineinwirft, das nicht sie selbst sind, dorthin, wo sie wieder zu Menschen werden, die Spaß finden am Leben, wo sie sich frei fühlen, so, als gebe es die Sorge gar nicht, die sie auf dem Grunde ihres Innern beschäftigt. Diese Sorge werden sie mit keinem Wort erwähnen; wer weiß, vielleicht haben sie sie überm Lachen auch wirklich vergessen; sie ist ihre Wahrheit, und was sollte sie davon abbringen können, wenn nicht die Freude am Imaginären, das Vergnügen, in einer Welt zu sein, wo jedermann lebt, als erzähle er – mit Worten oder ohne Worte – eine spannende und spaßige Geschichte: seine Existenz. Der Apotheker aus Antwerpen wußte allerlei über das Dorf zu erzählen, vor allem alles, was ihm wohl im Hotel *Caliste* erzählt worden war, von der *Patronne* und von deren Mann und von dem alten Dienstmädchen, bei den Mahlzeiten am Küchentisch. Ohne weiteres hätte er dabei Wahr und Falsch auseinanderhalten können, aber sah keinerlei Notwendigkeit dazu, auch nicht die Notwendigkeit, selbst genau zu sein, wenn er eine Geschichte wiedergab, die er gehört hatte. Hatte er den blinden Fischer mit eigenen Augen gesehen, oder kannte

er ihn nur vom Hörensagen? War er wirklich im Hause des Popen gewesen, dessen griechische, lateinische und englische Bibliothek er uns beschrieb? Ich sagte ihm, er habe mir den Popen als einen unwissenden Säufer geschildert, der nach irgendeiner vulgären Dummheit, die er begangen hatte, in diese entlegene Pfarre verbannt worden sei. Der Apotheker von Antwerpen hatte darauf alles widerrufen und war auf die Rivalität zwischen den beiden Glaubensbekenntnissen zu sprechen gekommen, die es im Dorfe gab: von daher schrieb sich auch all diese üble Nachrede her. Aber gab es da eine solche Rivalität? Der Pfarrer und der griechische Pope sorgen gemeinsam für die Beerdigungen und für die zahlreichen Prozessionen. Hatte der Apotheker von Antwerpen jemals die römische Kirche betreten? Er wußte von irgendwelchen Schlachten zwischen dem Pfarrer und den Chorknaben zu berichten.

Aber die Wahrheit einer Unterhaltung kommt nicht von der Exaktheit der Anekdoten, die erzählt werden; sie liegt in der Bewegung, in der Erfindung, im Amüsement eines Wortes, das allerlei Dinge, und selbst die wahrsten, sichtbar werden läßt dadurch, daß es sie ablöst vom persönlichen Leben und sie in eine Wirklichkeit projiziert, die offen ist. Und wenn nun der Apotheker von Antwerpen, den Blick auf die Felsen am andern Ende des Strands gerichtet, sagte: »Da drüben gibt es die Bäder der Diana«, so glaube ich, daß er da, in der Gegenwart von Unbekannten – denn bis dahin hatten wir ihn nur ein einziges Mal gesehen, eben in der Hotelküche –, dem Geratewohl eines Wortes einen Gedanken anvertraute, der ihn beherrschte, oder einen ebensolchen Wunsch, eine ebensolche Erinnerung – eines jener Geheimnisse, die einen Augenblick offener Rede nützen, um plötzlich in einer Art Ferne aufzutauchen, aus der sie dann zurück-

kehren zu dem, der gesprochen hat. »Bäder der Diana ...« In einer Monatsschrift hatte ich gerade eine erotisch-mythologische Abhandlung gelesen, unter ebendieser Überschrift: »Das Bad der Diana«. Der Apotheker aus Antwerpen las nichts Derartiges, und Aktäon und dessen Geschichte waren ihm zweifellos unbekannt. Gewiß, es lag viel Vornehmheit in seinem Wesen, viel Feinheit in seinem Gehaben, aber das ließ eher an die Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht denken als an eine persönliche geistige Veranlagung. Indessen, die Literatur hatte mit seinem lauten Vor-sich-Hinträumen nichts zu schaffen, und so war dieses darum nur umso sonderbarer. Zunächst machte das alles Fragen unmöglich, denn es gab ja keinerlei gemeinsame Beziehungspunkte dafür; was er eben gesagt hatte, ich ließ es an mir vorbeigleiten, als hätte ich es nicht gehört; diese Worte waren genauso geheimnisvoll wie die Legende von Aktäon, und für mich waren sie weit interessanter. Wir tauschten dann nur einiges Beiläufige aus; meine Tochter, die zwei Jahre alt ist, kuschelte sich – er hatte sie auf die Arme genommen – an seine Brust; er bemerkte, daß er keine Kinder habe, daß die Kinder ihn aber gerne mochten; sodann ließen wir ihn allein. Als ich mich, ehe wir das Gehölz betraten, das den Strand säumt, nach ihm umblickte, sah ich, wie er, mit hochgekrempeelten Beinkleidern, an einem niedrigen Felsen lehnte, die Füße im Wasser. Seine Knie und seine nackten Beine, die er ins Wasser getaucht hatte, leuchteten in der Sonne, und ihre Bräune bezeugte, daß er viel in der Sonne gelegen hatte im vergangenen Sommer. Aber wohl nicht auf diesem Strand hier, denn sommers kam er ja nicht hierher. In Ostende vielleicht? Kaum: dazu war er allzusehr ins Mittelmeer verliebt, in diese Inseln hier. Aber warum sollte es auch partout das Meer sein? Ich konnte ihn mir gut inmit-

ten der Berge des Südens denken, am menschenleeren Ufer kleiner Seen. Aber was ich nicht wußte, das war, an welchem Ort im Dorf er sich einquartiert hatte . . . Seine Mahlzeiten nahm er mit der Familie des Hoteliers ein, im Hotel schien er zuhause zu sein, aber das *Caliste* ist ein enges Haus, einstöckig, eine Art Herberge, mit nur drei Zimmern für Touristen, oben im ersten Stock. Wir wohnten in einem davon, die beiden andern standen leer. Während der Saison verfügt die *Patronne* über ein halbes Dutzend möblierter Zimmer, die sie bei den Leuten im Dorf mietet. Diese Zimmer sind weit weniger komfortabel als die im Hotel, wo es fließendes Wasser gibt – was im Dorf nur zwei oder drei Behausungen vorbehalten bleibt, die reichen Beamten gehören; und natürlich geben diese keine Zimmer an das *Caliste* ab.

Ich sage: das Dorf, und der Zahl der Einwohner nach ist es tatsächlich ein kleines Dorf. Aber wie vielerorten auf der Insel entspricht die Anzahl der Häuser und deren Ausmaß einer viel beträchtlicheren Bevölkerung, die auch keineswegs ausgestorben ist, die bloß abwesend ist: die Leute arbeiten drüben auf dem Festland und werden erst wiederkommen, wenn sie in Pension gegangen sind. Die drei ringförmigen Straßen, die von der Küstenstraße abzweigen und auf einer Einbuchtung des Vorgebirges amphitheaterförmig in drei Etagen emporsteigen, gliedern sich, mit den gestaffelten Gäßchen, die sie durchkreuzen, zu einem Gebilde aus Häusern, kleinen Gärten, Terrassen, Hinterhöfen, in dem man sich nur schwer auskennt. Wo der Apotheker aus Antwerpen sein Quartier hatte, das erfuhr ich erst einige Zeit nach seiner Abreise. Der große Romancier Gilbert Delorme durchstreifte die Insel, bald da, bald dort Halt machend, um zu arbeiten, und seine Wanderung hatte ihn nach Lormia gelangen lassen, wo es ihm gefiel; er beschloß, hier für eine Woche Station

zu machen. Es waren die letzten, die allerletzten Herbsttage; kalte Abende und Vormittage, wunderbare Mittagstunden, die der Tätigkeit des Geistes förderlichste Atmosphäre. Für Gilbert Delorme bin ich kein Unbekannter, ich habe nämlich, auf dem Wege von Forschungsarbeiten an der Nationalbibliothek, an seiner großen Anthologie französischer Erzähler mitgearbeitet. Am Abend seiner Ankunft nahm er an unserm Tisch Platz; er war prächtiger Laune, steckte voller Geschichten, die er auf beiden Hängen der Insel geerntet hatte, und wollte sofort alles über das Dorf hier wissen; selbstverständlich kam in unserer Unterhaltung auch der Apotheker aus Antwerpen an die Reihe; bis auf das Bad der Diana wußte ich freilich wenig von ihm zu berichten, aber schon dieses wenige stimmte Delorme beinahe lyrisch:

»Ich habe das geahnt«, rief er, »ich war dessen sicher, schon bei meiner Ankunft: dieser Eukalyptus-Duft, den der Rauch hier hat, dieser so schöne Knabe auf dem Rücken eines Tieres, das im Dunkel verschwand – ja, es gibt eine Diana von Lormia. Haben Sie nach ihr gesucht?«

Noch ein kleiner Cognac nach dem Kaffee, dann zog Gilbert Delorme sich auf sein Zimmer zurück; vermutlich hatte er vor, schon jetzt, an diesem ersten Abend, zu arbeiten. Aber am Morgen danach sah er übernächtigt aus, und was die Arbeit betraf, so war, meinte er zu uns, keine Rede davon, solange er sich in diesem Zimmer befand: der *Patron*, die *Patronne* und das alte Dienstmädchen hatten sich bis Mitternacht mehr oder minder gezankt, unten in der Küche, die sich genau unterhalb dieses Zimmers befand, dessen Kachelfußboden das leiseste Geräusch nicht nur durchließ, sondern, so behauptete Gilbert Delorme, es um ein Beträchtliches verstärkte. Meine Tochter, die gegen zwei morgens ein wenig geschrien hat – nein, sie habe er nicht gehört; aber

ich bin überzeugt, daß das zu seinem Entschluß beigetragen hat, sich unverzüglich auf Zimmersuche zu begeben. Schon um zehn war es so weit; mit der *Patronne* war er im Dorf gewesen und hatte sich dort eines der Zimmer ausgesucht, die das *Caliste* dort mietet, und als er zurückkam, hatte er seine gute Laune von gestern abend wiedergefunden, um etwas Träumerisches temperiert allerdings – vielleicht, weiß ich's, um die dazwischengekommene schlaflose Nacht? Aber die fröhliche Stimmung war wieder da:

»Ein recht schönes Zimmer«, meinte er zu mir, »Sie müssen sich das mal ansehen.«

Es war ein regelrechtes kleines Appartement, dessen Eingang auf gleicher Ebene wie die zum Grat des Vorgebirges emporsteigenden Gäßchen und Gärten lag und dessen Vorderfront dem Platz mit dem Gemeindehaus zugewandt war. Die Fenster befanden sich genau der auf der Stirnseite eingebauten Turmuhr gegenüber.

»Jeden Morgen kommt mir die Uhr drüben zur Zimmertür herein und spricht dann: Es ist ... sechs Uhr ...«

Indem ich mir das Zimmer ansah, in dem ein großes Bett und ein schöner viereckiger Tisch noch sehr viel Raum freiließen, kam mir der Gedanke, daß das genau das Richtige für uns gewesen wäre, für meine Frau und mich; die Kleine hätte im ersten Zimmer geschlafen, wo ich, beim Hindurchgehen, im Halbdunkel ein Bett hatte stehen sehen. Arbeiten, das tat letzten Endes auch ich, und wenn es bei Übersetzungen auch nicht jener der Phantasie eines Romanciers unerläßlichen Ruhe bedarf, so war ich doch ein wenig gestört durch die Hotel-Geräusche und auch von dem sich Nacht für Nacht wiederholenden Schreien der Kleinen. Es war genau das Quartier, wie wir selbst es zuerst ausfindig zu machen versucht hatten; und die *Patronne* hatte uns somit an-

gelogen, als sie uns sagte, sie hätten nichts anderes als eben diese Hotelzimmer. Selbstverständlich war diese Wohnung etwas teurer, und wir sehen nicht gerade nach reichen Leuten aus, während Gilbert Delorme mit dem Wagen, mit dem er daherkam . . . Nun ja, ob hier oder anderswo, das Glück war uns nicht hold.

»Die hatten dieses Zimmer vor uns verborgen gehalten, die Hotelleute«, sagte ich, ein Lächeln aufsetzend.

An der Lebhaftigkeit seiner Antwort erkannte ich, daß Gilbert Delorme auf eine solche Regung des Unmuts meinerseits gefaßt war. Scharfblick des Romanciers!

»Das sollen Sie nicht glauben!«, rief er. »Dieses Zimmer soll Ihnen gehören, aber für fünf oder sechs Tage, lieber Freund, überlassen Sie's mir zur Klausur . . . Alle diese schönen Wintermonate hindurch werden Sie diese heilbringende Stille genießen, und unterdessen kentere ich in Paris.«

Kentern, hätte ich ihm gerne gesagt, das könne man überall; und da ich es mir nachtüber überlegt hatte, ob ich ihn nicht um irgendeine Arbeit angehen sollte, die ich an Ort und Stelle für einen Pariser Verleger übernehmen könnte, so war dieser Augenblick jetzt vielleicht der richtige . . . Nein, er ging vorüber, dieser Augenblick; bestehen blieb lediglich ein ungutes Schweigen, und das Beste war, mich in die Büsche zu schlagen, wie gewöhnlich.

x

Aber am Abend, gegen Ende der Mahlzeit, kam Gilbert Delorme an unseren Tisch. (Er hatte an einem Tisch abseits gespeist und dabei in mehreren Broschüren geblättert.) Er wandte sich an meine Frau, in seinem Gesicht war etwas Komisches und zugleich Niedergeschlagenes, und sagte, ich hätte

ihn erschüttert heute morgen mit meinem plötzlichen Aufbruch und meinem »finstern Auge«. So sehr, versicherte er, daß er mich nicht zurückzuhalten vermochte, um mir mitzuteilen, was tatsächlich von Interesse war. »Ist er immer noch so düster? Glauben Sie, daß er mir zuhören wird?« Meine Frau erwiderte, sie habe mich den ganzen Morgen hindurch ganz besonders aufgeräumt gefunden. Tatsache ist, daß ich ihr nichts von meiner Bitterkeit hinsichtlich des Zimmers gesagt hatte und daß ich gegen Mittag nicht mehr daran dachte. Es war ein märchenhaft schöner Tag gewesen, und jetzt war einer jener südlichen Herbstabende angebrochen, wie wir sie uns seit langem erhofft hatten. Ach ja, ich werde schon alle meine Kräfte zusammentun . . . Schon war ich wieder aufmerksam: Was sagte er nur, während er mir einen so freundschaftlichen Blick zuwarf? Dieses Zimmer, so erklärte er, sei noch vor zwei Tagen das des Apothekers aus Antwerpen gewesen. Die *Patronne* hatte ihm, sich ob der darin noch herrschenden Unordnung entschuldigend, bloß gesagt, einer ihrer besten Kunden sei am Tage vorher abgereist, und Gilbert Delorme hatte sich des Apothekers aus Antwerpen erst wieder erinnert, als er auf dem Kamin ein kleines Photo entdeckte, das dort zweifellos vergessen worden war. Die *Patronne*, die in diesem Augenblick gerade das Bett überzog, war, als sie ihn das Photo betrachten sah, sofort auf ihn zugestürzt: »Oh! Der Herr aus Antwerpen war so versessen darauf, ich muß es ihm schnellstens nachschicken . . .!« »So daß«, fuhr Gilbert Delorme fort, »die Erinnerung, die ich von diesem Bild bewahre, recht ungenau ist . . . Nur eines blieb haften, ein komischer, ein vereinzelter Zug: Diana trägt eine Brille, eine dicke runde Brille in einem runden Gesicht. Keine gute Aufnahme übrigens; unser Antwerpener Aktäon ist ein Amateur . . . und, ich vergaß, es gab da auch ein Buch



in der Schublade des schönen Tisches – oh, *Der alte Mann und das Meer*, in der Übersetzung von Dutourd –, die Lektüren Aktäons, denken Sie nur. Ein Geheimnis ist ans Licht gebracht, aber ein anderes ist an seine Stelle getreten, meinen Sie nicht auch?»

»Geheimnis« – ich mag dieses Wort nicht; und ich hatte an den Apotheker aus Antwerpen auch nie wie an ein Geheimnis gedacht; und im Nu schien mir alles, was Gilbert Delorme da mitgeteilt hatte, falsch, eben – dieses Wortes wegen. Ich sah die Dinge mit ganz anderen Augen, aber wie das sagen, und wozu? Im übrigen hätte er auch gar nicht hingehört; er war unterwegs irgendwohin, wie schon gestern bei seiner Ankunft, aber in anderer Richtung, mit einer Art Unrast.

»Ja«, sagte er, »in einer Sekunde hatte das Geheimnis ein anderes Gesicht angenommen, unter meinen Augen, als die *Patronne* das Photo an sich riß und es in ihre Schürze steckte. Sind Ihnen eigentlich die Augen dieser Frau aufgefallen, dieser Schimmer von Unruhe, den sie immer haben?»

Waren sie mir je aufgefallen? Ich hatte die Augen der *Patronne* niemals angeschaut. Ich wandte mich zu meiner Frau; war ihr etwas aufgefallen? Aber sie hörte nicht zu; was sie in diesem Augenblick betrachtete, mit einer geradezu herausfordernden Neugierde, das waren die Augen Gilbert Delormes; aber er schien es nicht zu merken, und seine Augen rollten inmitten einer Anzahl von Falten, die hin und her zuckten, während er sprach. Die schönen Herbsttage haben mir einen schönen Streich gespielt: allzu ruhig, heftet sich die Aufmerksamkeit auf lauter Nichtigkeiten, stößt sich an einem Wort, das nicht paßt, oder möchte, daß alles wahrer sei, weil der Himmel so rein ist, und, wer weiß, weil sie ihn daran hindern möchte, anders zu werden! Kurz und gut, ich

ließ nicht gelten, was Gilbert Delorme da sagte. Es war keinerlei Geheimnis um die *Patronne*, wie es auch nie ein Geheimnis gegeben hatte im Zusammenhang mit dem Apotheker aus Antwerpen; all das war völlig klar, aber wer hat schon Augen, die sehen? Ich vielleicht, vor lauter Michgedulden, und ohne irgendwelche fremde Hilfe. Nein, ich werde Gilbert Delorme nicht um Arbeit angehen. Ein leidender Blick, sagte er gerade. Aber da kam die *Patronne* herein, mit dem Cognac, den er bestellt hatte, ehe er an unsern Tisch herübergekommen war. Ja, gewiß, Gilbert Delorme hatte recht; wenn ich die Augen der *Patronne* niemals angesehen hatte, so deshalb, weil ich sie nicht sehen mochte; sie hatten etwas zugleich Erloschenes und allzu Helles, ein Gemisch von Reglosigkeit und Unruhe; trüb und schnüffelnd, wie sie waren, hatten sie mich vom ersten Blick an gestört – aber *leidend*? So weit hatte ich nicht geforscht. Sie hatte beim Verlassen des Eßzimmers die Tür offen gelassen, die Küche ist nebenan, und so konnten wir das Gespräch über sie nicht fortsetzen. Dann erinnerte Gilbert Delorme sich plötzlich, daß er in der vorhergegangenen Nacht kaum geschlafen hatte, und wir begleiteten ihn bis zu seinem Zimmer, um ihm einen kürzeren Weg durch eines der Gäßchen zu zeigen. Unterwegs sagte er fast kein einziges Wort; bald schritt er hinter uns her, bald wiederum überholte er uns, so als merkte er es gar nicht und ganz aufgegangen in sich selbst. War er wirklich müde? Oder hatte er Eile, ein wenig zu arbeiten, oder hatte eine unbekannte Träumerei sich seiner bemächtigt? An den nächsten Tagen hatte ich allen Grund anzunehmen, daß er während dieses Weges eine Art Abneigung gefaßt hatte gegen alles, was ihn während des Abendessens interessierte: gegen den Apotheker aus Antwerpen, die *Patronne*, gegen uns, die wir neben ihm einerschritten. Nichts Verletzendes

für uns im übrigen – es war wohl eine jener Müdigkeiten, wie sie ihn bei jeder Etappe seiner Reisen überkamen und die er bald darauf wieder vergaß. Wie dem auch sei, an den folgenden Tagen bekamen wir ihn kaum zu Gesicht; er nahm seine Mahlzeiten nicht zur selben Stunde ein wie wir. Wäre er, wie es bei seiner Ankunft seine Absicht gewesen war, acht Tage in Lormia geblieben, vielleicht, daß er sich uns dann noch einmal genähert hätte, ehe er abreiste. Aber es geschah etwas, am vierten Tage, etwas, das seine Abreise beschleunigen und unsere Existenz erheblich modifizieren sollte. In der Nacht hatte es im Hotel ein gewisses Hin und Her gegeben, das uns aus dem Schlaf schreckte; wir hatten einen anfahrenden Wagen vor dem Hause gehört und dazu eine Stimme, die wir nicht kannten. Wir dachten zuerst an einen verspätet eintreffenden Gast, aber die benachbarten Zimmer blieben unbetreten, der Wagen war weitergefahren, und wir waren wieder eingeschlafen, das Flüstern halblauter Stimmen im Ohr, das aus der Küche kam, das zu hören wir ja einigermaßen gewöhnt waren. Am nächsten Morgen ging meine Frau wie gewöhnlich hinunter, um die Thermosflasche mit dem kochenden Wasser zu füllen, das sie für das Frühstück unserer Kleinen brauchte. Sie blieb länger fort als sonst, ich hörte ihre Stimme in der Küche, und mir schien sogar, als hörte ich jemand plärren. Endlich kam meine Frau wieder herauf, und ich erfuhr von ihr, daß die *Patronne* in der Nacht nach Ajaccio ins Krankenhaus gebracht worden war. Sie hatte nie davon gesprochen, daß sie krank sei, auch zu ihrem Mann nicht, aber in der Nacht hatte sie plötzlich erklärt, sie werde sterben, sie habe in der einen Brust eine Geschwulst so groß wie ein Ei, daß ihre Mutter und ihre ältere Schwester daran gestorben seien – kurz, sie hatte ihr bisheriges Schweigen wieder wettgemacht, und der Arzt hatte gefunden, daß es tat-

sächlich sehr ernst war, daß eine Untersuchung dringend notwendig war, die an Ort und Stelle unmöglich vorgenommen werden konnte. Ihr Mann, der sie nach Ajaccio gebracht hatte, war noch nicht zurück, und das alte Hausmädchen, das die ganze Nacht über auf den Beinen gewesen war, irrte untätig zwischen Küche und Straße umher. Meine Frau hatte selbst das Wasser zum Kochen aufgestellt, während die Alte ihr jammernd erklärte, sie wolle nach Bastelica zurück, zu ihren Söhnen; wobei sie mit einer Art blödsinnigen Hasses gegen den *Patron* loszog; denn wenn seine Frau jetzt sterbe, so sei das seine Schuld; der habe nichts im Sinn als zu saufen mit diesem Herrn aus Antwerpen. »Sie ist vollkommen verbiestert«, meinte meine Frau. »Ich sah den Augenblick kommen, wo sie auch uns etwas zur Last legt, ich weiß nicht was. Hoffentlich stirbt uns die *Patronne* nicht weg; die werden ihr schon ihren Tumor wegoperieren. Inzwischen dürfen wir auch nicht mit einer Tasse Kaffee rechnen, heute morgen.«

Als wir hinuntergingen, war die Alte tatsächlich nicht da; höchstwahrscheinlich jammerte sie irgendwo in einer Nachbarküche. Wir gingen in das einzige zu dieser Stunde geöffnete *Bistrot*; und waren keineswegs überrascht, Gilbert Delorme anzutreffen. Von dem Malheur im *Caliste* hatte er noch vor uns Kenntnis gehabt; er habe, berichtete er, davon erfahren, als er sich zu einem Morgenspaziergang aufmachte, von einem Fischer, der zum Hafen hinunterstieg. »Oder vielmehr«, sagte er, »es waren da ihrer zwei; der eine war blind und ließ beim Gehen seine Hand auf der Schulter des andern ruhen.« Diese Begegnung schien ihn stärker betroffen zu haben als die Nachricht von der Erkrankung der *Patronne*. Vielleicht, daß für ihn jetzt, nach drei Tagen Schweigen, der Augenblick des Gesprächs wiedergekommen war, und daß

er von neuen Dingen sprechen mußte, statt wieder auf das der *Patronne* zugestoßene Unglück zurückzugreifen, das er ja bereits am ersten Tag erahnt hatte. Aber da er beschloßen hatte, Lormia noch heute morgen zu verlassen, so dürfte das Gespräch wohl in einiger Entfernung von hier stattgefunden haben, in einer der anderen Herbergen, wo er vermutlich mit Leidenschaft von seinem Aufenthalt in Lormia erzählte, so wie er auch uns erzählt hatte von ... Es sei denn, er hatte jetzt genug von der Insel und hatte um zwei den Dampfer nach Marseille genommen. Ich weiß es nicht, aber es fällt mir leichter, träumerisch darüber nachzusinnen als unseren weiteren Aufenthalt in Lormia wiederzugeben – was ja eigentlich das Warum dieser ganzen Geschichte ist ...

Wir verließen das *Caliste*, wiewohl die Alte nicht zu ihren Söhnen zurückkehrte und auch ihren Verstand wiedererlangte, als sie vom Mann der *Patronne* erfuhr, daß diese »gerettet« sei (allerdings um den Preis einer Operation, die sie über einen Monat in der Klinik festhalten sollte). Wir verließen das Hotel, weil es uns zu teuer war und weil ich an Gilbert Delorme nicht mit der Frage nach einer Arbeit herangetreten war, die besser war als die, die mich gerade beschäftigte. Meine Frau war, dank den Gesprächen beim Einkaufen, zu einer gründlichen Ortskenntnis gelangt, und sie war es denn auch, die das Zimmer im Parterre des alten Hauses ausfindig machte, wo ich das hier niederschreibe und wo wir so lange wohnen bleiben, wie meine Arbeit so mageren Profit abwirft – fast hätte ich gesagt: solange wie die Pechsträhne andauert, aber letzten Endes bin ich gar nicht so sicher, daß es nicht ein Glück ist, hier blockiert zu sein in diesem Winter. Und das führt mich nun zu der Frage, die ich mir stellte, bevor ich die erste Zeile dieser ... Erinnerungen zu Papier brachte. Angenommen, mir käme plötz-